

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 1/2013

Volker Bartsch: Ich und Andere. Hume – Rousseau – Kant.

Berlin: Duncker & Humblot, 2012, 347 S., ISBN: 978-3-428-13842-5

Volker Bartsch ist ein gedankenreicher Autor. Zudem hat er ein schönes Talent zu aphoristischen Schlüsseleinsätzen. Auch aus diesem neuen Buch zum Verhältnis von „Ich“ und „die Anderen“ fallen sofort etliche solcher Formulierungen heraus, die einen unmittelbar ansprechen. So heißt es zum Beispiel: „Hinter den Anderen erscheint unser Ich immer schon als Schattenbild aller Möglichkeiten“. Es geht Bartsch um eine möglichst konkrete Reflexion des permanenten Wechselverhältnisses zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft, zwischen individueller und sozialer Sphäre. Die Bedeutung seiner Überlegungen für den liberalismusgeschichtlichen Kontext ergibt sich daraus, dass er ihnen im Rückgriff auf drei klassische philosophisch-anthropologische Konzeptionen eine Art gedankliches Fundament unterlegt. David Hume, Jean-Jacques Rousseau und Immanuel Kant stehen für wesentliche Schritte auf dem Weg zur Ausbildung des modernen westlichen Individualitätsgedankens, der Theorie moralischer Autonomie und lebenspraktischer Selbstverantwortung. Hinter sie darf seither keine Anthropologie und auch keine kritische Moraltheorie mehr zurückfallen.

Nicht nur die Studie, sondern auch der Autor selbst verfügt über einen soliden Hintergrund. Sein Themenfeld umfasst über die Philosophie hinaus die Politik- und die Geschichtswissenschaft. 1982 hat er eine gediegene Untersuchung zu John Stuart Mill vorgelegt, die den liberalen Gesellschaftstheoretiker aus einem explizit sozialgeschichtlichen Blickwinkel heraus betrachtet (Liberalismus und arbeitende Klassen. Zur Gesellschaftstheorie John Stuart Mills, Opladen 1982).

In „Ich und Andere“ geht es nun allerdings nicht in erster Linie um den theoriegeschichtlichen Großkomplex „Hume – Rousseau – Kant“, obwohl der Untertitel dies nahelegen könnte. Das zentrale Interesse gilt den „anthropologischen Perspektiven der Moral“. Es handelt sich um ein systematisch angelegtes Projekt, bei dem die herangezogenen Theorien mehr die Rolle von Bezugspunkten spielen. Eine rekonstruktive Darstellung von Humes, Rousseaus und Kants Beiträgen beabsichtigt Bartsch nicht. Den Ertrag seiner Auseinandersetzungen fasst er in einem Schlusskapitel zusammen, ein lesenswertes Stück von wenigen Seiten Umfang.

Die Titelgebung „Ich und Andere“ weist auf das Grundproblem jeder modernen Anthropologie hin. Die Wahrnehmung meiner selbst und die Ausbildung eines Ichbewusstseins sind unlösbar verknüpft mit der Wahrnehmung des Anderen und der vielen Anderen, mit allem, was Nicht-Ich ist. Doch auch die Fremdwahrnehmung ist konstitutiv an die Voraussetzung des wahrnehmenden Subjektes gebunden. „Subjekt“ und „Objekt“ sind nicht zwei einander gegenüberstehende, dauerhaft fixierte Größen, sondern sie erscheinen mehr wie momentartige Fixierungen eines prozesshaften Geschehens, das die Kategorien des Ich, des Du und des Er hervorbringt. Diese Konstellation steht im Mittelpunkt der Erörterungen. Bartsch gibt einen Einblick in die Ausgangsbedingungen der Moderne, als im Kontext der aufklärungsphilosophischen Neubestimmungen auch das Menschenbild einer Neujustierung unterzogen wurde.

Was die drei Klassiker (unter anderem) eint, ist der permanente Blick auf die Realität menschlichen Verhaltens. Sie entwerfen ihre Zielvorstellungen für ein unbeschädigtes Leben in rechtsförmig geord-

neten, auf hohem Standard zivilisierten Gesellschaftsformen nicht in reiner Idealität. Nur so kann ja auch, so Bartsch, der appellative Gehalt ihrer Perspektivgemälde einen wirklich motivierenden Effekt entfalten.

Diese Grundgegebenheit der anthropologischen Gedankenführung von Hume, Rousseau und Kant betont Bartsch nicht erst in den ihnen eigens gewidmeten Kapiteln, sondern, wie eine Art Klammer, bereits in einer „Vorschau“. Ihr folgt eine Lokalisierung der ihnen zukommenden Stellung im Beziehungsverhältnis untereinander. Hier begründet er auch sein methodisches Vorgehen, das er mit den Begriffen „Paraphrasierung“ und „Interpretation“ umschreibt. Die „Kerngedanken des Gesamtwerkes der Autoren“ sollen herausgehoben und – unter Absehung von der „Rezeptionsgeschichte“ – im Kontext der eigenen Fragestellung „plausibel“ gemacht werden.

Das ist gewiss ein ziemlich anspruchsvolles Programm, wobei man sich schon fragt, weshalb es denn überhaupt nötig ist, diesen aufs „Gesamte“ der drei philosophischen Konzeptionen bezogenen Anspruch überhaupt zu erheben, wenn es doch explizit um die „anthropologischen Fragen“ zu tun ist. Um einen Eindruck von Humes, Rousseaus oder Kants Entwurf im Ganzen zu gewinnen, wird man doch wohl eher nicht Bartschs Buch konsultieren wollen.

Wie dem auch sei. Die einhundertundzehn Seiten umfassende, wie gesagt: interpretierende Darstellung des Gedankenganges von Humes „Traktat über die menschliche Natur“ jedenfalls ist nun sicher unmittelbar relevant für das Unternehmen als solches. Der Sache nach bietet Bartsch einen zwar in der Diktion etwas frei gehaltenen, für den Gegenstand selbst aber nachvollziehbaren Durchgang durch das philosophiegeschichtlich epochale Werk. Die an Hume herangetragene Doppelstruktur „Ich – Andere“ ist durchaus geeignet, Humes zum Teil ja nicht ganz leicht erschließbare Analyse zu beleuchten.

Rousseaus „Gesellschaftsvertrag“ bildet demgegenüber nicht den alleinigen Grundlagentext des zweiten Kapitels. Bartsch bezieht auch einige weitere Schriften ein, besonders die beiden „Diskurse“, den Erziehungsroman, den Essay über den Ursprung der Sprache sowie die „Träumereien eines einsamen Spaziergängers“. Im Falle Kants aber nimmt er sich sogar vor, den für seine Fragestellung – der Blick des Philosophen auf den „realen Menschen“ – relevanten Ausgriff gleich auf alle drei „Kritiken“ auszuweiten. Die ihnen geltenden Ausführungen sind denn auch über weite Strecken eine Collage aus Zitaten und eben „paraphrasierenden“ Wiedergaben.

Am Ende ist man ein wenig enttäuscht, wenn Bartsch nach seinem nicht ganz unaufwendigen Durchgang zu der Einsicht gelangt, „die real- und geistesgeschichtliche Bedingtheit dieser Denksysteme“ sei „nicht zu übersehen“. Jedoch konstatiert er auch, dass hier eine Begriffsarbeit geleistet wurde, die den „harten Kern menschlichen Verhaltens“ überhaupt erst in eine theoretisch zugängliche Form gebracht habe. Dies gelte auch dann, wenn es einer gegenwärtigen Anthropologie darum zu tun sein sollte, sich von jenen klassisch-bürgerlichen Prämissen zu lösen, die es verhindert haben, beispielsweise den Zureichungscharakter von Erziehung auch in seiner inhumanen Dimension offenzulegen.

Am Ende gibt Bartsch, wie erwähnt, eine Darstellung seiner Sicht auf die „anthropologischen Perspektiven der Moral“. Von Hume vor allem ist er dabei inspiriert, wenn er für eine erneuerte verantwortungsethische Konzentration plädiert. Jede Handlungsintention müsse von der Einsicht geleitet sein, dass „ich selbst für die Anderen ein Anderer“ bin und bleibe. Aus einem rein auf sich bezogenen individualistischen Egoismus des denkenden Einzelnen müsse das Wissen um die nicht mögliche Rückkehrmachung unseres Tuns „für uns selbst“ herausführen. Dieser Umstand – „wir können es nicht mehr rückgängig machen“ – zwingt uns, „Gut und Böse zu bedenken“.

Berlin

Matthias Wolfes